Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nro. 2. April 1876.

Eine Reise um das Mittelmeer.

I. In Algier.

(Fortsetzung.)

4. Die Söhne des Marabut.

Inzwischen waren schon manche der Araber- und Kabylenkinder, welche der Erzbischof in seinen Waisenhäusern erziehen ließ, große Leute geworden und sollten nun ihr eigenes Brod verdienen. Aber Msgr. Lavigerie konnte sich nicht entschließen, seine „Kinder" den Gefahren der Städte preiszugeben, und so faßte er den schönen Plan, für dieselben christliche Dörfer anzulegen, wo sie auch fortan in glücklicher Gemeinschaft unter Leitung ihrer „Väter" leben könnten. Er kaufte daher eine Strecke öden Landes, ließ darauf ein Kirchlein und eine Anzahl Häuschen bauen, nannte das kleine Dorf St. Cyprian und bevölkerte es zunächst mit einem Dutzend junger Ehepaare aus der Zahl der bereits erwachsenen Waisenkinder. Die umwohnenden Araber nannten aber St. Cyprian „das Dorf der Söhne des Marabut", indem sie nach ihrem Sprachgebrauche den Erzbischof „Marabut" nannten. Da bauten sich also diese jungen Leute an, machten den Boden urbar und leben seither unter der väterlichen Leitung der Missionäre ganz glücklich und zufrieden. Bald mußte ein zweites Dorf, St. Monika, in ähnlicher Weise gegründet werden, und wenn der Erzbischof nur Geld hätte, so würde bereits ein drittes und viertes erbaut sein.

Auf dem Sklavenmarkte zu Algier.

Wenn nun der hochwürdigste Herr diese Dörfer besucht, so ist das ein großes Freudenfest für ihre Bewohner. Dann wird das Glöcklein geläutet, Flintenschüsse wecken das Echo der umliegenden Berge, jubelnd ziehen die ehemaligen Waisenkinder ihrem „Vater" entgegen und führen ihm ihre eigenen Kinder, seine „Enkel", zu. „Ich wollte," schrieb der Erzbischof vor wenigen Wochen, „Sie könnten mich sehen, wenn ich das Dorf St. Cyprian besuche! Wie da diese kleinen Knirpse mich umdrängen, wie sie mich „Großpapa" nennen, wie sie mich am Gewande zupfen und ohne alle Umstände auf meine Kniee klettern, um meine Taschen zu untersuchen, ob ich kein Zuckerwerk für sie gebracht habe!"

Leider konnten nicht alle erwachsenen Waisenkinder so gut versorgt werden, weil eben der Ankauf des Landes, die kleine Hütte, Ackergeräthe und Zugvieh viel Geld kosten. So mußten manche in Algier oder auf dem Lande als Handwerker und Knechte eine Unterkunft suchen und von diesen sind einige durch böse Menschen zum großen Schmerze des Erzbischofs verführt worden, andere aber haben herrlich Stand gehalten und selbst laue Christen durch ihr Tugendbeispiel angeeifert. Diese „Söhne des Marabut" hegen alle die größte Dankbarkeit gegen ihren „Vater", der sie vor Jahren dem Hungertode entriß. Ein Beispiel hievon erzählt uns der hochwürdigste Herr auch in seinem letzten Briefe: „Noch gestern besuchte mich eines meiner Kinder, die sich in Algier niederließen, Karl, ein armer Krüppel. Wir ließen ihn ein Handwerk lernen, dessen Ausübung der Zustand seiner Glieder erlaubte. So wurde er Schuster und arbeitete zuerst als Geselle, als er vor drei Jahren das Waisenhaus verließ. Mit dem Lohne, den er haushälterisch zurücklegte, kaufte er sich Leisten, Werkzeug, etwas Leder und gründete in einem armseligen Stübchen des Arabischen Viertels in Algier sein eigenes Geschäft. Im Anfange ging es knapp genug, aber jetzt arbeitet er bereits mit einem Gesellen. Das Alles erzählte er mir halb bescheiden und halb voll Selbstbewußtsein und plötzlich warf er sich auf die Kniee, um eine Gnade zu erbitten, und sagte: ‚Meine Kameraden vom Waisenhause würden es sich zur Ehre rechnen und ich ebenfalls, wenn Sie ein Paar Schuhe von mir annehmen wollten.' — ‚Wie –– ein Paar Schuhe?' — ‚Ja, die ich Ihnen mache, ich selber; — ein Paar Schuhe als Neujahrsgeschenk; aber schöne Schuhe, Schuhe aus Glanzleder.' Sie können mir glauben, daß mich dieses kindliche Anerbieten mehr freute als eine reiche Gabe. Karl nahm sofort das Maß, dann erhob er sich überglücklich und sagte: ‚Wie werden sich alle meine Kameraden freuen, wenn sie hören, daß der Erzbischof ein Paar meiner Schuhe tragen will!'"

Dieser schlichte Zug mag uns die Dankbarkeit der arabischen Waisenkinder zu ihrem Vater und Retter veranschaulichen.

5. Ein arabischer Märtyrer.

Im sechszehnten Jahrhundert hatten die Spanier an der afrikanischen Küste einige Bollwerke zum Schutze wider die Seeräuber angelegt. In eines derselben wurde mit andern Gefangenen im Jahre 1538 ein kleiner arabischer Knabe geschleppt; ein Geistlicher, Namens Johann Cars, kaufte ihn, unterrichtete ihn im Glauben und spendete ihm die heilige Taufe, wobei der Kleine den Namen Hieronymus empfing. Etwa 4 Jahre später gelang einem Theile der Araber ein Fluchtversuch; diese nahmen Hieronymus mit sich und führten ihn in die Heimat zu seinen Eltern. Aber der Same des Glaubens, der in das jugendliche Herz gestreut war, keimte fort, und im Alter von 21 Jahren kehrte der Araberjüngling freiwillig mit seiner jungen Frau zu den Christen zurück und übte öffentlich den christlichen Glauben aus, zu dem er auch seine Braut bekehrt hatte.

Einige Jahre später kreuzte Hieronymus in einem kleinen Boote unfern der Küste. Da kam ein Seeräuberschiff, nahm ihn mit neun Gefährten gefangen und schleppte ihn nach Algier auf den Sklavenmarkt. Bey von Algier war damals Ali-el-Eudi, ein Renegat (d. h. ein zum Muhammedanismus abgefallener Christ) und diesem Menschen fiel Hieronymus als Beuteantheil zu. Kaum gewahrte der Abtrünnige, daß der neue Sklave ein zum Christenthume bekehrter Araber sei, als er ihm auch mit dem ganzen Ingrimm eines abgefallenen Christen den Glauben Muhammeds wieder aufnöthigen wollte. Von nun an hatte Hieronymus Unsägliches zu leiden, aber er wankte nicht. Die Sarazenen umgaben damals Algier mit starken Festungswerken und eben war man mit der Erbauung eines Forts beschäftigt. Seine Mauern wurden aus gewaltigen Blöcken aufgethürmt, die man künstlich aus Steinen, Mörtel und Sand in großen Mulden formte. Als der Renegat eines Tages die Arbeit seiner Leute

Der Martertod des ehrw. Hieronymus von Algier.

überwachte, sagte er plötzlich zu dem Aufseher: „Lasse diese Mulde bis morgen leer! Der Hund von Araber soll mir in diesen Block gebacken und in die Veste eingemauert werden."

Der Aufseher, ein Christ, suchte alsbald Hieronymus auf, verkündete ihm sein Schicksal und ermahnte ihn zur Standhaftigkeit. Der christliche Sklave sagte nur: „Gott sei mir gnädig und verzeihe mir meine Sünden!" und bereitete sich dann ruhig auf seinen Opfertod vor. Die Stunde des letzten Kampfes schlug; Hieronymus stand, von den Knechten des Bey umgeben, an der halbgefüllten Mulde: „Wohlan, Du Hund," schrie der unglückliche Renegat, „ein für allemal — willst Du den Glauben des Propheten Muhammed wieder annehmen oder nicht?" — „Nein," antwortete Hieronymus, „weder Du noch all Deine Qualen sollen mich dazu vermögen!" „Siehst Du diese Mulde?" entgegnete jener, „noch eine Minute und Du liegst lebendig begraben in ihr!" Aber der Märtyrer sagte ruhig: „Thue nach Deinem Willen." Da knirschte der Bey vor Wuth mit den Zähnen und winkte seinen Sklaven. Augenblicklich wurde der glorreiche Blutzeuge in die Mulde gelegt und lebendig mit der Masse überschüttet. Kaum war eine Schichte über ihn gelegt, da sprang ein spanischer Renegat in die Mulde und trat mit seinen Füßen die Mischung über dem lebendig Begrabenen fest, wüthender selbst als die Muselmänner, denn abgefallene Katholiken sind steis die Ersten in jeder Verworfenheit. Da der Block, zugleich das Sterbelager und der Sarg des Martyrers, fest war, wurde er alsbald den Mauern des Forts eingefügt. Das geschah am 8. September, am Tage Mariä Geburt, des Jahres 1569.

Seither sind viele, viele Jahre verflossen und Niemand dachte mehr an den treuen Araber, der so heldenmüthig sein Leben für

seinen Glauben dahingegeben hatte. Aber das allsehende Auge Gottes, das vom Himmel herab die Thaten der Menschen schaut, hatte den Zeitpunkt der Verherrlichung seines Dieners vorherbestimmt und in unseren Tagen, fast drei Jahrhunderte nach dem Martertode des armen Sklaven, sollte an eben der Stätte seines Kampfes sein Triumph auch vor den Augen der Menschen kund werden. Ein spanischer Geschichtsschreiber, Don Diego de Hädo, hatte die Nachricht von dem Martertode in seinen Büchern aufgezeichnet und zugleich den Wunsch ausgedrückt, Gott möchte dereinst die Stelle offenbaren, an der die kostbaren Überreste ruhten, damit sie eine würdigere Bestattung fänden. Das sollte sich erfüllen. Als die Franzosen Herren des Landes geworden waren, befahl der französische Gouverneur, das Fort, in dem der Leib des Märtyrers eingemauert war, zu schleifen. Die mit der Überwachung dieses Unternehmens betrauten Offiziere gaben sich alle Mühe, die Reliquien aufzufinden; aber schon schien alles Suchen umsonst, als plötzlich das Sprengen einer Mine am 27. December 1853 einen Steinblock spaltete und den lange gesuchten Leib offen legte.

Bald darauf bewegte sich eine glänzende Prozession, an deren Spitze zwei Bischöfe und ein Abt schritten, aus den Trümmern des Forts nach der Kathedralkirche von Algier. Dahin übertrug man die Überreste des ehrw. Hieronymus und dort ruhen sie jetzt vorläufig in einem Grabe, bis sie nach Beendigung des Heiligsprechungsprozesses auf den Altären dereinst zur Verehrung ausgesetzt werden.

Mit dieser Erzählung von dem Martertode des treuen Araber-Sklaven wollen wir von Algier scheiden. Wir besteigen ein schnelles Schiff und steuern, von Wind und Wetter begünstigt, längs der Küste nach Osten und nach kurzer Meerfahrt werden wir die Bucht von Tunis erreichen, das der zweite, kurze Ruhepunkt unserer Reise sein soll.

Auffindung der Überreste des ehrw. Hieronymus.

II. In Tunis.

1. Die heutige Stadt.

Vom Meere führt ein enger Kanal, den zwei nahe Landspitzen bilden, zu der gleichnamigen Hauptstadt des Landes. Rechter Hand zur Einfahrt liegen die Ruinen Carthago's, von Sand bedeckte Schutthaufen, aus denen die Kapelle des hl. Ludwig emporragt. Hier starb nämlich dieser fromme König von Frankreich vor 600 Jahren am 25. August des Jahres 1270. Obwohl von Krankheit bereits gebrochen, hatte er sich doch noch einmal erhoben und mit ihm viele Herren und Ritter, um das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zurückzuerobern. Erst wollten sie Tunis nehmen und von da über Ägypten nach dem gelobten Lande ziehen; aber vor den Mauern dieser Stadt brach in dem Heere der Kreuzfahrer eine pestartige Krankheit aus und raffte manchen streitbaren Helden hinweg. Auch der heilige König fiel ihr zum Opfer. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich auf Asche legen und gab für sein Heer und für die Bekehrung der Ungläubigen betend die mit Tugenden reich geschmückte Seele in die Hand ihres Schöpfers zurück. Erst im Jahre 1830 konnte Frankreich seinem heiligen Könige an dem Orte seines Todes diese Kapelle erbauen.

Links droht die alte Veste von Goletta, der Schlüssel von Tunis. Hart an den Festungsmauern und Bastionen müssen die Schiffe vorbeifahren, dann auf einmal bietet sich ein ganz unerwarteter Anblick. Der enge Kanal mündet in einen großen, wunderschönen See, den die Araber El-Bahyrath, „das kleine Meer" nennen. Seine Spiegelfläche strahlt im Sonnenlichte; Schaaren von Silbertauchern und rothgefiederten Flamingo's beleben und viele Barken mit dreispitzigem Segel durchfurchen ihn. Im Hintergrunde schimmern die weißen Mauern der Hauptstadt, zwischen deren Häusern und Moscheen Palmen ihre Kronen in den Lüften wiegen. Die Araber preisen Tunis als „die Glorreiche", die „wohl Verwahrte", „die Wohnung der Glückseligkeit"; aber wenn wir unsere jungen Freunde in ihre Mauern einführen, um ihnen das Bild einer orientalischen Stadt zu zeigen, so werden sie sich vielleicht enttäuscht finden. Die Gassen sind meist eng, krumm und schmutzig; nur wenige Paläste, einzelne Moscheen und die Minarets fesseln durch ihre Bauart unsere Aufmerksamkeit. Minaret nennt man die schlanken Thürme, von denen herab zu bestimmten Stunden der Ruf der Muezin die Muselmänner zum Gebete auffordert. Die Wohnhäuser sind meist düstere, fensterlose Gebäude, die von Außen nichts mit der Pracht und dem Prunke unserer Wohnungen gemein haben. Aber was ihnen nach der Außenseite abgeht, das ersetzen sie reichlich durch den Glanz und Reichthum der inneren Einrichtung. Der Orientale will nämlich nicht, wie wir es oft thun, sein Haus für die Vorübergehenden bauen, um ihnen so eine hohe Meinung von seiner Wohlhabenheit zu geben: er baut es nur für sich und daher verbirgt er die ganze Pracht in seinem Innern.

Wenn wir eines dieser finstern Häuser betreten, so staunen wir über die Wohnlichkeit und den Reichthum seiner Räume. Durch einen dunkeln, winkligen Gang gelangen wir gewöhnlich in einen inneren Hof, der nicht selten von schön verzierten Marmorgallerien umgeben ist. In seiner Mitte steht ein Springbrunnen, dessen Wassersäule rauschend in das kostbare Becken

zurückfällt und rundum die duftenden Blumenbeete erquickt. Gruppen von Orangen- und Citronenbäumen wechseln mit Jasmin- und Rosenstöcken. In diesen Hof gehen die Fenster der Wohnzimmer, während nur wenige dicht vergitterte Öffnungen nach der Straße sich finden. Bevor wir diese Zimmer betreten, legen wir unsere Schuhe ab, um die weichen, kostbaren Teppiche nicht mit dem Schmutze der Straßen zu beflecken. Die Räume sind gewöhnlich hoch und luftig, und auch in ihnen trägt nicht selten ein plätschernder Springquell zur Milderung der Hitze bei. Längs zweier oder dreier Wände sind niedere mit kostbaren Stoffen belegte Polster angebracht, auf denen der Hausherr seine Gäste empfängt, oder ruhig aus silberner Schale seinen Kaffee schlürft und seine lange Pfeife schmaucht. Der Fußboden wie die Wände sind mit verschiedenfarbigem Marmor bekleidet und hoch oben am Gesimse ziehen sich Koransprüche hin. Die Decke ist gewöhnlich mit kunstreichem, buntbemaltem und reich vergoldetem Schnitzwerk verziert, so daß, wo immer der Blick hinfallen mag, Glanz und Reichthum ihm begegnet. Nur Eines würden unsere jungen Freunde seltsam finden: eigentliche Schlafzimmer kennt der Orientale nicht. Im Sommer schlafen die Leute meist auf den flachen Dächern. Sonst legen sie sich in den gewöhnlichen Wohnzimmern auf ihre Matratze, die dann des Tages über zusammengerollt und bei Seite gelegt wird. Das würde man diesen einförmigen Gebäuden, die alle wie alte Gefängnisse dreinschauen, nicht angesehen haben, daß ihr Inneres so glänzend und reich wäre — nicht wahr?

Türkische Kaufleute.

In den Gassen drängt sich eine bunte Menge; farbige Turbane, rothe Feze (Tarbusche oder Mützen), weiße Kapuzen der Beduinen wogen durcheinander, aber keine Kutschen, wie in unseren Städten; statt dessen schreiten schellenklingelnd in langen Reihen beladene Kameele durch die Menge, die aus dem Innern Afrika's durch die weite Wüste Gewürze, Goldstaub und Elephantenzähne bringen. Hin und wieder lehnt ein Maure vor seiner Hausthüre, die Vorübergehenden mit seinem listigen Auge beobachtend. Auf dem Bazar (Marktplatze) oder vor den zahlreichen Kaffee's sitzen türkische Kaufleute auf Teppichen, rauchen aus ihren langen Pfeifen und schließen ihre Geschäfte.

Sehr auffallend würden unsere jungen Freunde auch die Art finden, wie sich die Orientalen grüßen: sie sagen sich nicht kurzweg „Guten Morgen", wie wir das thun. Erst legen sie die Hand auf das Herz und verneigen sich tief vor einem Gleichgestellten, vor einem Vorgesetzten aber werfen sie sich zur Erde und küssen den Saum seines Kleides; dann folgt statt eines kurzen Grußes ein ganzes Wechselgespräch, etwa so: Achmed: „Möge dieser Tag dir Glück bringen!" Mulad: „Dir sei er süß wie Milch!" A.: „Blühet die Blume Deines Glückes?" M.: „Und Dein Gut, hat es sich gemehrt?" A.: „Mein Wunsch ist, daß Gott Dich segne!" M.: „Und meine Bitte, daß er Dir Freude verleihe." So geht es in immer zierlicheren Redensarten eine gute Weile fort.

Ich aber weiß einen viel schöneren Gruß — wenn wir katholische Christen uns von Herzen zurufen: „Gelobt sei Jesus Christus!" so antworten mit uns alle Engel im Himmel: „In Ewigkeit. Amen."